

Weihnachten im Wolgadorf

Erzählt von Emma Weinbender

Weihnachten war auch bei den Deutschen an der Wolga das schönste Fest des Jahres. Nach Monaten schwerer Arbeit — das Schlachten hatte man auch hinter sich — konnte in Ruhe Weihnachten gefeiert werden. Es war nicht Sitte, daß die Erwachsenen sich Geschenke machten. Jedes Kind aber durfte auf ein — wenn auch kleines — Geschenk hoffen. Den Weihnachtsbaum kannte man kaum in der Waldarmen Steppe. Man bereitete sich auf das Fest mit vielem Lesen aus der Bibel und mit Singen von Weihnachtsliedern vor. Getraut wurde während des Advents nicht, und man fand es sündhaft, in dieser heiligen Zeit zu tanzen. Nicht leicht hatten es die Kinder in dieser stillen und so ernsten Zeit. Das Christkind zeigte abends Puppen und Spielsachen an den Fenstern, aber nur den Kindern, die auch stillsitzen konnten. Sie mußten auch ein Weihnachtslied auswendig lernen und schön singen, wenn das Christkind am Weihnachtsabend ins Haus kam.

Ich lernte auch ein Lied auswendig und sang immer mit, wenn die Eltern und die Geschwister sangen. Und stillsitzen tat ich, weil ich Abend für Abend lauerte: die Fensterläden könnten endlich einmal aufgehen und Spielsachen und Puppen könnten hereingezeigt werden. Diesmal schien das Christkind uns gänzlich vergessen zu haben: es wollte und wollte nicht kommen.

Vom Warten müde, war ich eines Abends am Tisch sitzend eingeschlafen. Im Traum aber stapfte ich durch tiefen Schnee und haschte nach einer weißen Gestalt, die, den Englein am Christbaum gleich, über mir dahinschwebte. Plötzlich war ich in der Kirche. Hier brannte ein Baum so groß, wie ich noch nie einen gesehen hatte. Das Gärtlein aber, worin er stand, war ein ebenso kleines Gärtlein wie das unsrige mit den grüngestrichenen Staketchen. Gras und Blumen wuchsen darin, und Lämmer weideten da. Auch das grüngestrichene Holzhäuslein mit den winzigen Fenstern, einem brennenden Licht und einem Krippelein darin — der Stall zu Bethlehem, wie die Erwachsenen das Häuslein nannten — stand unter dem Baum. Schön war es in der Kirche! Aber kalt. Doch sah ich, wie Nachbars Magd, die rothaarige Kat', Holz herbeischleppte. Und warm wurde es wieder in meinem Eselbettchen, meinem Klappbettchen, in dem ich zu Hause schlief. Ich schlief bis in den späten Morgen hinein.

„Ätsch, ätsch, Langschläferin!“ weckte mich da Karl. Der Bruder mußte eben immer wecken. Als ich ihm meinen Traum erzählte und von der Kälte in der Kirche, meinte er auch gleich: „Du mußt, wennste dich amends schlafelege willst, dich dei gestepptes Baldoje anziehe!“

„Un du“, gab ich, nicht faul, zurück, „du kannst mit dei Spott dich die Schuh wichse. Un mei Goldenes kriegste ooch nich mehr.“

„Goldenes!“ höhnte der Bruder, „’s Ledderne heeßt's!“

„’s Goldne!“ gab ich nicht nach.

Gebackenes war es, weswegen wir uns stritten: Puppen in bauschigen Reifröcken, galloppierende Pferdchen, geflochtene Körbchen, kleine Scherchen und Geigen mit goldenen Saiten, die wir Kinder Vjolinchen nannten. Sehr dünn und zäh gebacken waren die Sachen und nichts für den Gaumen, um so mehr aber fürs Auge, da Goldschaum sie schmückte. Recht viel davon zu haben, um sie in langen Reihen auf dem Fensterbrett oder der Tischkante aufstellen und sich daran freuen zu können, war jedes Kindes sehnlichster Wunsch, und Karl luchste sie uns Geschwistern auch immer ab. Weil ich mir das aber nicht mehr gefallen lassen wollte, schimpfte er mich eine Dumme. Der Bruder kam sich schon wunder wie klug vor. „Du gloobst ooch alles“, sagte er, „was die Große uns Kinner immer weismache wolle, ’n Christkind kommt am Weihnachtsamend doch nich ins Haus. Die rote Kat’ is es. Die zieht sich von die Mamme ’n weißer Unnrock an un ’ne weiße Nachtjack un hängt sich ’n gehäkelted Dischtuch iwers Gesicht . . .“

„So, ’s Christkind is es nich?“ ließ ich ihn nicht weiterreden. „Da gäbe es wohl überhaupt kein Weihnachtsfest mehr, und die Kinder könnten am ersten Feiertag nicht zu ihren Paten gehen“, fragte ich aufgeregt den Bruder.

Plötzlich fiel mir ein, wie ich letzte Weihnachten, als ich „bei die Paten ging“, in einem Hause hingeschlagen bin. Aber da hatte ich der Feiertage wegen meine Bendelschuhe anziehen müssen, und der Schnee klebte an den Sohlen. In Filzstiefelchen wäre mir das nie passiert, schimpfte ich später mit den Meinen und erzählte, wie sehr ich mich schämte und daher gar nicht richtig sagen konnte, wie man es an diesem hehren Tag doch müsse: „Ich gratuliere zum heiligen Weihnachtsfest!“ Auch sah ich die Patin ein wenig lächeln. Sie packte aber in mein Taschentuch — die Mutter hatte mir ein recht großes mitgegeben — so viel hinein, bis nichts mehr hineinwollte. Ich erinnerte mich nun, jede Weihnachten und Ostern von meinen acht Paten so viel Apfel, Nüsse, Kufek und Prenik (Honigkuchen) bekommen zu haben, daß ich einen Monat lang davon naschen konnte. Und das sollte nicht mehr so sein, dachte ich. Wie ich mich über den Bruder ärgerte und das Christkind! Könnte es auch nicht einmal meine Weihnachtspuppe in die Stube zeigen?

Ich wollte gar nicht mehr daran denken, sagte ich mir und vertrieb mir am Abend die Zeit, indem ich mit der älteren Schwester „O spielte“. So sagten wir, wenn wir im alten Gesangbuch blätterten und die großen O am Anfang der Lieder abklatschten. Wer mehr klatschte, gewann. Wie wenn es sich um hundert Rubel handle, schrien wir laut. Heute konnte ich nicht einmal schreien. Ich war nicht bei der Sache. Mit meinen Gedanken war ich auf der Straße. Da sollte ich doch einmal aufpassen, ob das Christkind vorbeikäme, überlegte ich. Sicherlich hätte ich mich auch auf die Straße hinausgeschlichen, aber da knarrten plötzlich die Fensterläden. Endlich! War das nun ein Jubel in der Stube! Spielsachen erschienen vor dem Fenster, zwei Puppen tändelten vorüber und verneigten sich freundlich. Eine kreideweiße Hand hielt einen Riemen „für um den Leib zu tragen“ so nahe an die Scheibe, daß die Messingschnalle daran Vom Lampenlicht in der Stube wie aus reinem Gold glänzte; auch einen Ranzen „für in die Schule zu gehen“ zeigte die Hand herein — das alles für den schlimmen Karl! Ich war zum Fenster hin gestürzt und drückte mir die Nase breit an

der Scheibe, doch Vom Christkind selbst war da draußen nichts zu sehen. Da es doch nun alles hereingezeigt habe, würde es am Weihnachtsabend schon kommen, tröstete ich mich dann.

Und es kam auch. Ganz plötzlich stand es vor der Tür der großen Stube, wo der Christbaum schon brannte und alle warteten.

„Derfs Christkind rein?“ fragte es mit feinem Stimmchen.

„Komm nor, komm nor, Christkindche“, nötigte der Vater es einzutreten. „Die Rut’ kannste drauße laß“, fügte er noch hinzu, „unsre Kinner sinn immer artig gewest.“

Eine in Weiß verummte Gestalt kam nun ganz langsam in die Stube geschritten. Ob auch alle beten können, fragte das Christkind. Sonst gäbe es nicht gern von den schönen Sachen aus seinem Korb am Arm. Alle beteten, und immer langte das Christkind in den Korb und gab jedem, auch dem Knecht und den Mägden. Immer näher kam es und fragte auch mich, ob ich beten könne. Mein Weihnachtslied konnte ich immer so gut hersagen, jetzt aber stutzte ich: ich mußte immerzu auf die sommersprossige Hand sehen, die in den Korb langte. Solche Hände kenne ich doch! — dachte ich. Aber da drückte das Christkind mir meine Puppe in den Arm — und vergessen waren die sommersprossigen Hände. Wie glücklich ich war, meine Weihnachtspuppe wieder zu haben! Von mir aus hätte es jeden Tag Weihnachtsabend sein können.

Deutsche Post aus dem Osten, Nr. 12 vom Dezember 1939, S. 28-29.